

zu Jerusalem an ihre Stätte im Hause Gottes.

Aus diesem Erlaß geht hervor, daß für den Wiederaufbau des Tempels sogar Mittel aus dem Staatshaushalt zur Verfügung gestellt werden sollten. Auch das ergab sich folgerichtig aus der persischen Politik: als neuer Herrscher übernahm Cyrus die Rechte und Pflichten, die ehemals dem jüdischen König zugefallen waren.

Als Schesbazar, ein Jude, der einen babylonischen Namen angenommen hatte, und andere mit den freigegebenen Tempelgeräten in Jerusalem eintrafen, löste das eine solche Begeisterung aus, daß man sofort mit den Aufräumarbeiten begann (Esra 1, 7—11). Aber das Strohfeuer erlosch bald. Der Trümmeralltag dämpfte die Zuversicht. Cyrus starb, ohne daß die hochgespannten Erwartungen des zweiten Jesaja sich erfüllt hatten.

Unter seinem Nachfolger Kambyses (529 bis 522 vor Christus) änderte sich ebenfalls so gut wie nichts. 525 hatten die Perser jedoch ihre Herrschaft auch über Ägypten ausgedehnt. Als Verbindungsland dorthin erhielt Palästina und damit auch Juda und Jerusalem neue Bedeutung: Unruhe mußte dort nach Möglichkeit vermieden werden.

Eine solche Unruhe löste aber gerade in dieser Zeit der Prophet Haggai aus. Mit scharfen Worten geißelte er, daß einige bereits wieder in gefälten Häusern wohnen, während das Haus des HERRN immer noch in Trümmern liege. Das Gerede, die Zeit sei noch nicht gekommen, anderes sei wichtiger, Dürre und Mißernte müßten erst überstanden werden — dieses Gerede verwechselte Ursache und Wirkung. Wenn alle Arbeit bisher so fruchtlos gewesen, das Verdiente gild wie aus lächerigen Beuteln verschwunden sei, müsse darin die Strafe Gottes erkannt werden. Stehe erst der Tempel, werde die Herrlichkeit des HERRN offenbar (Haggai 1, 1—11).

Mit seiner Verkündigung wandte sich Haggai besonders an Serubabel, den Königsproß aus Davids Geschlecht, einen Enkel Jojachins, der von Nebukadnezar nach Babylon verschleppt worden war. Sein Name bedeutet: Sprößling Babels. Im Lande zwischen Euphrat und Tigris geboren, war er offensichtlich mit anderen in die Heimat zurückgekehrt. Als er — gemäß der Aufforderung

Haggais — zusammen mit dem Hohenpriester Josua den Grundstein zum neuen Tempel legte, gingen die Erwartungen hoch. Eine neue Heilszeit stehe bevor, verkündigte Haggai: die Herrlichkeit des neuen Tempels werde größer als die des alten, mit Kostbarkeiten aus allen Völkern werde er geschmückt (Haggai 2, 1—9).

Als dann Haggai verstumte — vielleicht war er hohdibetrag und ist gestorben — sank die von ihm ausgelöste Begeisterung wieder unter den Pegel der Schwierigkeiten. Ein anderer Prophet, Sacharja, stand jedoch auf und spornete mit noch strahlenderen Zukunftsbildern an. Ähnlich wie der zweite Jesaja in Cyrus, meinte er in Serubabel, dem Sprößling aus Babel, den künftigen Messias erkennen zu können: Wenn er, der den Grundstein zum Tempel gelegt hatte, ihn auch vollendet habe, dann werde er auch selbst den Thron einnehmen und herrschen können (Sach. 6, 9—15). Bedenken, die unter Umständen Serubabel selbst oder anderen gekommen sein mögen, wenn sie diese Erwartungen mit der tatsächlichen Lage verglichen — solchen Bedenken begegnete der Prophet mit dem Spruch: „Es soll nicht durch Heer und Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen, spricht der HERR.“

Auf die Kunde von diesen Vorgängen wollte der zuständige persische Statthalter selbst nach dem Rechten sehen. In Jerusalem deutete man ihm, gegen den Bau des Tempels sei nichts einzuwenden, Cyrus habe ihn erlaubt. Der Statthalter fragte deshalb bei seiner Regierung an. In den Archiven wurde der Erlaß des Cyrus tatsächlich gefunden, und Darius I., der neue König des Perserreiches (522—486) ordnete daraufhin im zweiten Jahre seiner Regierung an, der Aufbau des Tempels solle ungestört weitergehen, sogar wieder mit staatlichen Mitteln gefördert werden, damit dort — wie in den Heiligtümern der anderen von den Persern vereinnahmten Völker — für das Leben des Königs und seiner Söhne gebetet werde (Esra 6, 1—12).

515 war der Tempel vollendet: am dritten Tag des Monats Adar im sechsten Regierungsjahr des Königs Darius I. wurde er feierlich geweiht. Unter denen, die dabei waren, wird jedoch Serubabel nicht erwähnt (Esra 6, 13—18). Wurde er nach Babel zurückbefohlen? Starb er? Oder wurde er gar umgebracht? *st.*

in: *Auffbau*, Ev. Kirchenzeitung für Baden,
4. Jg., Nr. 44, 3. 11. 1968.

Diskussion um die Tauffehre

Aus einem Gespräch mit Landesbischof Dr. Heidland

Die Diskussion um die Tauffehre wird nicht nur im Lande und in den Gemeinden geführt, sondern auch im Oberkirchenrat. Aus einer solchen Diskussion innerhalb der Leitung der Badischen Landeskirche wurde dem AUFBRUCH die nachfolgende Aufzeichnung zur Veröffentlichung zur Verfügung gestellt:

Frage: Herr Landesbischof, Sie wissen, daß heute wieder die Frage nach der biblischen Begründung der Kindertaufe gestellt wird. Was bleibt Ihrer Meinung nach bei dieser Debatte zu wenig berücksichtigt?

Antwort: Es ist richtig, daß im Neuen Testament nicht ausdrücklich von einer an einem bestimmten Kind vollzogenen Taufe berichtet wird. Das bedeutet aber nicht, daß die neustamentliche Gemeinde die Kindertaufe

abgelehnt hätte. Wäre die Kindertaufe damals so radikal abgelehnt worden, wie das heute von Seiten Karl Barths geschieht, ist es unvorstellbar, daß dies nicht in irgendeiner schriftlichen Äußerung des Neuen Testaments zu Wort gekommen wäre. Wir finden doch an vielen anderen Stellen Äußerungen, in denen sich die Gemeinde gegen Gefährten, die dem Evangelium drohen, ausdrücklich wendet. Wenn die neustamentlichen Schriften über die Kindertaufe nichts Negatives sagen, bedeutet das, daß die Kindertaufe nicht grundsätzlich bekämpft wurde. Hinzu kommt, daß die nächstörtliche Gemeinde, die das Evangelium von der Kindersegnung aus Markus 10 hörte und überlieferte, dabei sicher auch an die Taufe ihrer Kinder dachte. Wenn sie gegen die Taufe von Kindern gewesen wäre, hätte sie das Evangelium von



Bischof Hans Heinrich Harms

„Glauben Sie nicht, daß wir die 450 Jahre (seit der Reformation — d. Red.) mit Freundlichkeit und gutem Willen allein überwinden. Das tun wir nicht. Da ist ganz erhebliche Mühe und theologische Arbeit erforderlich.“ Diese nüchterne Feststellung traf Bischof D. Dr. Hans Heinrich Harms (54) vor der Mitgliedsversammlung des Katholischen Missionsrates in Würzburg im Sommer dieses Jahres. Diese Offenheit charakterisiert ihn und seine Arbeit als ersten Vorsitzenden des Deutschen Evangelischen Missionsrates.

Ein gutes Jahr ist es her, daß der Hauptpastor Harms von St. Michaelis in Hamburg fast einstimmig zum Bischof von Oldenburg gewählt wurde. Sein einjähriges Bischofsjubiläum feierte er fern der norddeutschen Heimat — in Königfeld im Schwarzwald bei der dritten Königsfelder Missionswoche. Eigentlich hätte er um die gleiche Zeit bei der Klausurtagung der lutherischen Bischöfe der Bundesrepublik auf der Insel Reichenau sein müssen, aber auch ein Bischof kann sich nicht zuteilen.

Obwohl Bischof Harms — seine Wiege stand in Osterholz-Scharmbeck (Niedersachsen) — bis heute der norddeutschen Scholle treu geblieben ist, fehlte es nicht an Zwischenstationen rund um den Erdball. Sein Studium führte nach Princeton (USA) und sein Engagement an die ökumenische und Weltmissionsarbeit nach Genf (fast acht Jahre), Neu-Delhi und schließlich auch nach Uppsala.

Seinen ersten Doktorhut erwarb er sich 1941 in der Theologie zum Abschluß seines Studiums, den zweiten verliet ihm die Theologische Fakultät der Universität Göttingen 1963. Eine Vielzahl von Ämtern in der Vereinigten Lutherischen Kirche Deutschlands, in der Ökumene und in der Weltmission gönnten ihm wenig Ruhe. Dennoch hat er Zeit — ob für ein persönliches Gespräch mit diesem oder jenem Missionar, für den Besuch von einem katholischen Priester, ein Interview oder für seine Töchter.

Die Souveränität in ökumenischen Fragen bei ihm ist begründet in der wissenschaftlichen Arbeit einerseits und der praktischen Erfahrung durch zahlreiche Reisen andererseits. Die Aufgeschlossenheit gegenüber gegenwärtiger Problematik, ein Schuß trocken-norddeutschen Humors runden das Bild des Mannes ab, der letztlich nicht mehr sein will als ein Diener des Evangeliums. *ne-*

der Segnung der Kinder gewiß nicht ohne jede Einschränkung oder Warnung vor der Kindertaufe überliefern können. Die Kindersegnung „su und die Kindertaufe der nächsterlichen Gemeinde haben gemeinsam, daß beide Male eine Gabe Gottes einem Menschen zugeeignet wird, der noch nicht zu vollem Bewußtsein erwacht ist.

Frage: Ist es nicht protestantischer Grundsatz, daß nur das kirchliche Ordnung sein darf, was als kirchliche Ordnung wörtlich im Neuen Testament formuliert wird?

Antwort: Nein. Das wäre ein falsches, gesetzliches Verständnis des Neuen Testaments. Wir müssen den Sinn dessen zu erfassen suchen, was geschrieben steht. Unsere Frage ist: Widerspricht die Kindertaufe der Erwachsenentaufe, von der im Neuen Testament die Rede ist, oder ist sie in unseren veränderten Verhältnissen die notwendige Folge des neutestamentlichen Taufverständnisses? Ich würde eindeutig das zweite bejahen. Es entspricht dem Wesen der neutestamentlichen Taufe, daß wir heute, da wir uns nicht mehr in der Missionssituation der Urgemeinde befinden, die Kinder christlicher Eltern taufen.

Frage: Wird heute die Kindertaufe nicht allzu gutgläubig, um nicht zu sagen leichtfertig gespendet und damit mißbraucht?

Antwort: Leider. Zunächst einmal ist daran zu erinnern, daß das Neue Testament auch von einem Mißbrauch der Erwachsenentaufe berichtet, etwa 1. Korinther 10 und Römer 6. Manche Christen wähten sich durch ihre Taufe so sicher im Besitz der Gnade und des Heils, daß sie meinten, sich in ihrer Lebensführung gehen lassen zu können. Heute liegt ein Mißbrauch der Taufe besonders dort vor, wo sie an einem Kind vollzogen wird, ohne daß dessen christliche Erziehung gewährleistet ist. Hier halte ich den Aufschub der Taufe geradezu für geboten. Wir sollten an diesem Punkt unsere Taufordnung viel strenger fassen und handhaben. Umgekehrt müßte einmal darüber nachgedacht werden, ob die Taufordnung nicht noch großzügiger angelegt werden müßte, wo sie die Eltern verurteilt, die nun aus Gewissensgründen die Taufe ihres Kindes hinausschieben möchten. Ich stelle das zur Diskussion, obwohl ich diese Gründe nicht für biblisch gerechtfertigt halte.

Frage: Man kann die Taufe systematisch verschieden begründen. Welche Überlegungen würden Sie hierüber anstellen?

Antwort: Im Blick auf die Kindertaufe scheint mir dieses wichtig zu sein: Wir sehen die Wirkung der Gnade immer in einer falschen Alternative: Entweder haben wir einen magischen Gnadenbegriff, in dem die Gnade zwanghaft über den Menschen kommt, oder aber wir machen den Glauben im Sinne eines voll bewußten rationalen Anerkennens Jesu Christi zur Bedingung der Taufe. Letzteres ist moderner Synergismus, die aktuelle Gestalt einer alten Irrlehre, in der dem Menschen ein besonderes Mitwirkungsrecht bei seinem Heil zugeschrieben wird. Auch Karl Barth scheint in der Nähe dieser Lehre zu stehen. Gewiß, der Heilige Geist wirkt nicht gegen das bewußte Wollen eines Menschen. Wer als Erwachsener Christus ablehnt, wird von Christus nicht gezwungen. Wo aber, wie bei einem Säugling, eine willentlich bewußte Ablehnung nicht möglich ist, weiß das Neue Testament von einem Wirken des Geistes, der wie der Frieden Gottes höher und früher ist als alle Vernunft. Die große Aufgabe unserer modernen

Theologie wird es sein, dieses Wirken des Geistes, der den Menschen weder zwingt, noch seine Grenze an der rationalen Fassungskraft des Menschen findet, begrifflich neu zu fassen und zu formulieren. Wie wir unser körperliches Leben so empfangen, daß wir uns in ihm vorfinden und es entweder dankbar als anvertrautes Pfand behalten und ausnützen oder es verspielen und wegwerfen, so empfangen wir in der Kindertaufe unser geistliches Leben. Unsere Lebensaufgabe besteht darin, daß wir dankbar anerkennen, was mit uns geschehen ist, und daraus Frucht wirken oder das himmlische Erbe verschleudern.

Frage: Glauben Sie, daß eine Änderung der Kindertaufe der Volkskirche entweder entscheidend hilft oder diese in Frage stellt?

Antwort: Die Kirche ist nicht allein als Volkskirche lebensfähig. Daß ein ganzes Volk der Kirche angehört, konnte man sich zur Zeit des Neuen Testaments wohl kaum vorstellen. Wir wollen diese Situation nicht festhalten, wenn wir daher gegen die neutestamentliche Wahrheit verstoßen. Ich könnte mir denken, daß eine strengere Handhabung der Kindertaufe dem Anliegen entspricht, das mancher radikale Gegner der Kinder-

taufe im Auge hat: daß die kirchliche Arbeit wieder missionarischen Charakter bekommt, weil die Zahl der Gemeindeglieder zurückginge.

Frage: Darf die Kirchenleitung eine so schwerwiegende geistliche Angelegenheit wie die Ablehnung der Kindertaufe durch einen formellen Verwaltungsakt entscheiden?

Antwort: Wenn die Kirchenleitung einen Pfarrer, der die Kindertaufe grundsätzlich ablehnt, maßregelt, handelt es sich nicht nur um einen Verwaltungsakt. Dieser amtliche Beschluß ist der Endpunkt einer theologischen Gespräche mit dem Betroffenen und der ernsthaften Überlegungen, ob die Position des Pfarrers nicht etwa doch der Bibel näher steht, als unsere Ordnung und die reformatorischen Bekenntnisse. In den dafür verantwortlichen Gremien sind auch Nichttheologen vertreten. Hier wird keine vor-schnelle Entscheidung gefällt. Die Beteiligten müssen intensiv aufeinander hören. Die Ergebnisse solcher Beratungen besitzen gewiß auch verbindlichen rechtlichen Charakter (geistliches Leben und Recht schließen sich nicht aus!). Aber sie sind Zeichen eines offenen Ringens um die Wahrheit des lebendigen Christus.

vgl. dagegen Beschlüsse v. 31.10.68

Samstag für den Sport — Sonntag für die Kirche

Diskussion in der Sportschule Schöneck

„Der Spitzensport steckt voll schwieriger Probleme“, erklärte Dr. Eugen Schildge (Freiburg) auf der Begegnungstagung „Kirche und Sport“ in der Sportschule Schöneck bei Karlsruhe-Durlach. Und 150 Teilnehmer aus Baden — katholische und evangelische Pfarrer, Mitarbeiter beider Kirchen, Sportler und Sportfunktionäre — nickten angesichts der olympischen Spiele in Mexiko wissend mit den Köpfen. Hatten sie doch selbst während der Tagung Gelegenheit, am Fernseher nicht nur phantastische Rekorde und die Verteilung von Medaillen zu sehen, sondern auch die Kunde von Sauerstoffmasken und Sauerstoffzelten zu vernehmen. „Spitzensport ist die Auseinandersetzung mit der menschlichen Grenze“ — so Dr. Schildge. Aber wo ist die Grenze menschlicher Leistungsfähigkeit? Läuft der Tod mit? Was geschieht mit den in den Spitzensportlern gezüchteten Aggressionen nach dem Kampf, ihren Ängsten und Enttäuschungen? Müssten tatsächlich viele zu Neurotikern und Psychopathen werden?

Dr. Schildge würzte sein fundiertes Referat zur Psychologie des Leistungssportes immer wieder mit Beispielen — ohne Namen zu nennen — aus seiner persönlichen Kenntnis vieler deutscher Spitzensportler. Ist er doch enger Mitarbeiter der weitbekannten Freiburger Sportpädagogen Professor Gerschler und Professor Reindell.

Die Teilnehmer der Tagung waren überhaupt von erstaunlicher Einmütigkeit. Das war nicht immer so: Kirche und Sport waren sich nicht immer grün. Beide sahen den Menschen zu einseitig, der Sport nur den Leib, die Kirche nur den Geist, seine Leiblichkeit aus den Augen verlierend. Vor allem nach dem zweiten Weltkrieg änderte sich das. Ein Teilnehmer formulierte das vereinfachend, indem er sagte, beide Partner hätten sich damals ihre Arbeitsgebiete zuerkannt. Seitdem aber beide den ganzen Menschen sähen, ihn in seiner Totalität begriffen, bleibe nur die gemeinsame Arbeit,

das Hören aufeinander, das Lernen voneinander. Die Kirchenleitungen und die Spitzen der Sportverbände haben das längst erkannt, wie aus dem Referat von Norbert Wolf, Mitarbeiter im Beirat des Deutschen Sportbundes, Frankfurt, deutlich wurde. Das zeige eine Reihe von Veröffentlichungen und gemeinsamen Veranstaltungen, die Gründung gemeinsamer Arbeitskreise und die Mitarbeit von Theologen in Sportgremien. Freilich bleiben Wünsche an Kirche und Sport offen — zum Beispiel: mehr Gottesdienste bei sportlichen Großveranstaltungen; umfassende wissenschaftliche Reflexion des Leistungssports.

Eine Forderung Wolfs zielte auf die Zusammenarbeit in den Gemeinden und kam damit den Intentionen der Veranstalter entgegen. Wie es in den Vereinsvorständen, am Biertisch aussieht, davon wußten die Teilnehmer ein Lied zu singen. Aber auch an der Kooperationsbereitschaft mancher Pfarrer wurden berechtigte Zweifel laut. Ein Dorn im Auge beider ist die Überschneidung von Veranstaltungen am Wochenende. In Arbeitsgruppen wurden dazu ganz konkrete Empfehlungen formuliert. Um die wichtigsten zu nennen: beide Gruppen sollten das Gespräch suchen; die Kirche solle nicht auf ihr Recht (das Gesetz zur Feiertagsheiligung) pochen; dieses Gesetz könne ersetzt werden durch wirksamere zweiseitige freie Vereinbarungen; die Kirche möge am Wochenende mehrere Gottesdienste anbieten.

Dann verfaßten die Teilnehmer ernst und verabschiedeten mit überwältigender Mehrheit eine Resolution, die den schulfreien Samstag fordert: Samstag für den Sport, Sonntag für die Kirche! — Ein ökumenischer Gottesdienst vereinte die Teilnehmer und wollte als Beispiel für ähnliche Veranstaltungen in Baden dienen. Von der Tagung, die unter Leitung von Jugendpfarrer Vinzenz Platz, Freiburg, und Industriepfarrer Gerhardt Langguth, Mannheim, stand, sind sicherlich für ganz Baden neue Impulse zu